

Neil Postman

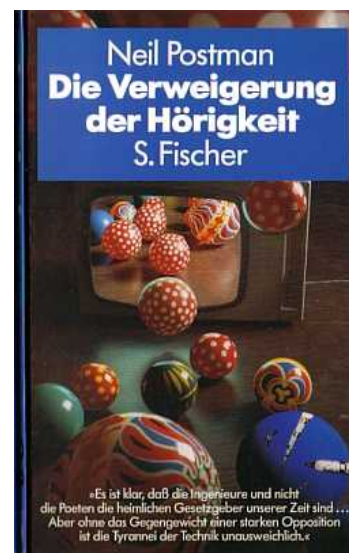
Die Verweigerung der Hörigkeit

Vorträge und Essays

Sachbuch 1988 über die Wirkung der neuen Medien

Englisch: Conscientious Objections

[wikipedia](#) [N. Postman](#)



Die beiden Länder, in denen ein Schriftsteller am besten leben kann, sind Amerika und Rußland. Beide sind dynamische Großmächte, die immer wieder Fehler machen.

In der Schweiz möchte ich nicht leben. Die Schweiz macht keine Fehler, so daß es dem Schriftsteller an Anlässen fehlt, Einspruch zu erheben. Je lastender die Gesellschaft, desto besser für den Schriftsteller. Es gilt aber auch das Umgekehrte: Je lästiger der Schriftsteller, desto besser für die Gesellschaft.

Gewiß, in Rußland werden Schriftsteller, die ernsthaft Einspruch erheben, blockiert, indem man sie einsperrt, während man sie in Amerika in einer Fernseh-Talkshow auftreten läßt, wo nur ihre Argumentation blockiert wird. Dieser Unterschied ist bedeutsam.

Aber wie dem auch sei: Ein Anlaß zum Einspruch steht am Ursprung aller Prosa, die Aufmerksamkeit beanspruchen darf. Der Schriftsteller, der nicht Einspruch erhebt, wird zum Festredner, der eine zwar angenehme, aber stereotype Rolle zu spielen hat. Was soll man denn noch sagen, wenn man zwei Strophen von *God Bless America* gesungen hat?

Ich muß allerdings gleich hinzufügen: Einspruch zu erheben ist zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für gute Prosa. Immerhin gibt es Unterschiede zwischen Schreiben und Lamentieren. Diese Unterschiede sind leicht zu erkennen, aber sie lassen sich nur schwer beschreiben. Zumindest soviel können wir allerdings sagen: **Ein guter Schriftsteller ist einer, der in seinem Lamentieren eine unverwechselbare und besonnene Form gefunden hat, nein zu sagen.**

Mit »unverwechselbar« meine ich eine Form, die dem Wesen dieses Schriftstellers angemessen ist — immer vorausgesetzt, daß er vernünftig ist. Mit »besonnen« meine

ich eine Form, die dem Wesen des Einspruchs angemessen ist — immer vorausgesetzt, daß dieser Einspruch vernünftig ist. Wenn man diese Definitionen zugrunde legt, ist niemals eine bessere Klage zu Papier gebracht worden als die amerikanische Unabhängigkeitserklärung und niemals eine schlechtere als <Mein Kampf>.

Zu denen, die in ihren Darlegungen einen Triumph im Neinsagen errungen haben, gehören nach meinem Verständnis: George Orwell, der seine Form in einem nüchternen, kristallklaren understatement fand; H. L. Mencken, der die seine in einem frechen, bissigen und gleichwohl phantasievollen Sarkasmus fand; und Russell Baker, der seine Form in einer distanzierten Verschrobenheit findet.

Während ORWELL — soweit ich sehe — sehr wenig gelesen wird, und wenn, dann nur in der Schule, wird MENCKEN überhaupt nicht gelesen.

Es ist dies bedauernswert und durchaus ein Grund zur Besorgnis im Hinblick auf das Wohlbefinden des Gemeinwesens. Zum Glück ist BAKER verfügbar und unerschöpflich. Ich stelle ihn mir immer vor wie einen Bürger Roms im vierten Jahrhundert, der belustigt und fasziniert den Zusammenbruch des Imperiums verfolgt, aber immer noch genug Verantwortungsbewußtsein aufbringt, um seinen Spott über die Dummheiten auszugießen, die den Untergang beschleunigen. Er ist meiner Meinung nach eine wertvolle nationale Energiequelle, **und solange er nicht seine eigene Fernsehsendung bekommt, wird Amerika stärker sein als Rußland.**

Ich möchte mich mit den eben genannten Großmeistern des Negativismus nicht vergleichen. Möglich, daß man in den hier versammelten Essays nicht mehr als ein kraftloses Lamentieren erblickt. Darüber werden, wie immer, die Leser entscheiden. Aber sie haben das Recht zu erfahren, was ich mir hier vorgenommen habe.

Dieses Buch ist beispielsweise kein Prosa-Eintopf, der den Lesern die Abfälle aus meiner Autorenküche auftischt. So bekannt bin ich nicht — und so angesehen schon gar nicht —, daß ich auf diese Weise Aufmerksamkeit wecken könnte. **Vielmehr sind die folgenden Essays durch ein Thema oder, genauer gesagt, durch drei Themen verbunden, die sich meiner Meinung nach nicht voneinander trennen lassen und zusammen ein Ganzes bilden.**

10

Seit dreißig Jahren stehen sie im Mittelpunkt meiner wissenschaftlichen Interessen.

Es fällt mir schwer, Überlegungen zu einem dieser Themen anzustellen, ohne mit zu bedenken, was sich daraus für die anderen ergibt. Aber solche Zusammenhänge, wie ich sie wahrnehme, leuchten ändern vielleicht nicht ohne weiteres ein, und deshalb sollen die Themen hier kurz umrissen werden, vor allem deshalb, weil ich ihnen in diesem Buch nicht drei gesonderte Abschnitte widmen wollte.

Zunächst: Einige Aufsätze handeln von den Triumphen der einäugigen Technik, insbesondere davon, wie diese Triumphe einige der schöpferischsten (und reizvollsten) Formen unseres Denkens verwüstet haben.

Ich nenne die Technik »einäugig«, weil sie, wie die Zyklopen, nur das sieht, was direkt vor ihr steht. Ich bin, **das möchte ich betonen**, kein Nachfahre der Maschinenstürmer. Ich klage die Maschine nicht an, weil sie tut, wozu sie bestimmt ist. Wer wollte denn jm Ernst von einer Maschine erwarten, daß sie ihre Nebenwirkungen bedenkt, daß sie sich um die gesellschaftlichen und psychischen Konsequenzen ihres Daseins kümmert?

Maschinen stellen keine Fragen, sie haben keinen Blick für ihre Umgebung und keine Tiefenwahrnehmung. Sie erfassen die Zukunft aus der starren Perspektive ihrer technischen Möglichkeiten. Auf diesen Punkt konzentrieren sich einige der Essays in diesem Buch.

Wir alle kennen das **Sprichwort**: Unter den Blinden ist der Einäugige König. In Amerika und in wachsendem Maße auch in Europa ist die Technik ein solcher einäugiger König, der inmitten von idiotischem Hurrageschrei, ohne auf Widerstand zu stoßen, sein Regiment ausübt. Gegen diesen Zustand erheben einige meiner Essays Einspruch. Und indem sie das tun, verfolgen sie kein höheres Ziel, als die lebhaften Debatten darüber zu unterstützen, wohin wir durch die ungehemmte Entfaltung der Technik getrieben werden und in wessen Interesse das geschieht.

Mit anderen Worten, es ist klar, daß die Ingenieure und nicht die Poeten die heimlichen Gesetzgeber unserer Zeit sind. Vielleicht sollte das auch so sein. Aber ohne das Gegengewicht einer starken Opposition ist die Tyrannei der Technik unausweichlich. Der Mensch lebt nicht von der Verkabelung allein — diese Selbstverständlichkeit muß Teil aller Pläne sein, die wir für die Zukunft schmieden.

11

Ein zweites Thema dieser Essays könnte man unter die Überschrift *<Die Erniedrigung des Wortes>* stellen. Es steht natürlich in engem Zusammenhang mit dem ersten. Der Ausdruck ist einem Buch von Jacques Ellul entliehen. Ich gebrauche ihn hier und werde ihn auch künftig hoffentlich noch einige Male gebrauchen können, weil er provokant und zugleich sehr genau eine der bedrückendsten Folgeerscheinungen dessen bezeichnet, was Ellul die technologische Gesellschaft nennt: daß nämlich in ihr das Wort erheblich an Macht, Nutzen und Ansehen verloren hat.

Ellul schreibt diesen Verfall dem Aufstieg und der Allgegenwart visueller Kommunikationsformen zu. Er meint damit nicht nur die Film- und Videotechnik, sondern auch Plakate, Schautafeln, Cartoons, Kunstreproduktionen, Photographie und, natürlich, die Werbung in all ihren Erscheinungsformen.

Elluls Klage ist im Grunde die gleiche, die Daniel Boorstin vor einem Vierteljahrhundert in seinem bekannten Buch *Das Image oder Was wurde aus dem amerikanischen Traum?* angestimmt hat. Und noch früher hatte sie Rudolf Arnheim in seinem Buch *Film as Art* erhoben.

Andere haben sich über die Erniedrigung des Wortes ähnliche Sorgen gemacht wie Ellul, Boorstin und Arnheim.

Harold Innis zum Beispiel hat in einem seiner letzten Essays, *<A Plea for Time>*, argumentiert, daß die modernen Medien mit ihrem Tempo, ihrer Reichweite und ihrem anonymen Charakter **die Traditionen des mündlichen Austauschs** zerrütteten und damit die Möglichkeiten zu einem reichhaltig entfaltetem gesellschaftlichen Leben schwächten.

Und heutzutage, da man Lügen als Versprecher oder Desinformation umschreibt, darf George Orwell nicht unerwähnt bleiben, der zu dem Schluß kam, daß im Zeitalter der Reklame und der Public Relations die »Neusprache« zum Regelfall des öffentlichen Diskurses werde.

Seit vierzig Jahren ist zwischen unseren am weitesten vorausschauenden Gesellschaftskritikern ein Gespräch im Gange. **Sein Thema ist die alarmierende Beobachtung, wie sehr das gesprochene und das geschriebene Wort als Instrumente eines zivilisierten Diskurses entwertet sind.**

Einige meiner Essays sollen zu diesem Gespräch beitragen — wenn auch vielleicht mit weniger Optimismus, als mir normalerweise zu Gebote steht. Mich bedrückt der Gedanke, der Verfall der Sprache könnte bereits so weit fortgeschritten sein, daß die meisten Menschen ihn gar nicht mehr als Problem erkennen.

12

Ein Vergleich mag verdeutlichen, was ich meine: Man hat gesagt, das Gehirn sei das einzige Organ unseres Körpers, das keinen Schmerz wahrnimmt und deshalb nicht bemerkt, wenn es verletzt wird. Das Gehirn sieht im Hirnschaden kein Problem. Sofern wir die **Sprache als das Gehirn einer Zivilisation** ansehen, könnte es sehr wohl sein, daß eine schwere Beschädigung der Sprache von der Gesellschaft nicht als Problem wahrgenommen wird.

Mit anderen Worten, es ist möglich, daß wir uns an die Desinformation, an die Neusprache, an den Public Relations-Schwindel, an die Bildwelten, die Tiefsinn vortäuschen, an die Bildzeitungen und Magazine, an die als Entertainment offenbarte Religion, an die Politik in Gestalt halbminütiger Werbespots längst gewöhnt haben.

Und indem wir diese Gewöhnung vollziehen, akzeptieren wir schließlich die

gegenwärtige Situation als unumstößliche Normalität und kommen mit Dr. Pangloss zu dem Schluß, daß wir in der besten aller möglichen Welten leben.

Aber vielleicht ist es so weit noch nicht gekommen. Meine Aufsätze zu diesem Thema geben in dieser Frage noch nichts verloren. **Außerdem wächst in unserem Land die Besorgnis über den Analphabetismus, die Unwissenheit und den beständigen Niedergang der Urteilsfähigkeit bei den jungen Menschen.** Es gibt sogar — während ich dies schreibe — eine breite Bewegung, die der Vermittlung von kritischem Denken an den Schulen höchste Priorität einräumen will.

Damit komme ich zum dritten Thema dieser Essays: der Erziehung. Dieses Thema ist mir fast immer gegenwärtig, weil es eng verknüpft ist mit den Problemen, die Technik und Sprache aufwerfen.

Meiner Ansicht nach kam es zu einschneidenden Konflikten innerhalb des abendländischen Erziehungswesens:

erstens: im 5. Jahrhundert v. Chr., als Athen einen Wandel von der mündlichen Kultur zu einer auf dem Alphabet gegründeten Schriftkultur erlebte; **zweitens:** im 16. Jahrhundert, als sich im Gefolge der Erfindung des Buchdrucks in Europa ein radikaler Wandel vollzog; **drittens:** heute, im 20. Jahrhundert, aufgrund der elektronischen Revolution und namentlich der Erfindung des Fernsehens.

Der große amerikanische Erziehungshistoriker Lawrence Cremins hat einmal gesagt, immer dann, wenn Amerika eine Revolution nötig habe, verordne es sich in seinen Schulen einen neuen Lehrplan. Das heißt, daß unsere Schulen stets das Operationsfeld von Bemühungen waren, neue kulturelle Situationen zu begreifen und den Umgang mit ihnen zu bewältigen.

13

Ich halte das Bildungswesen gerade deshalb für eine Herausforderung, weil niemand genau weiß, wie es heutzutage beschaffen sein sollte. Nur eines ist gewiß: Was wir gegenwärtig tun, ist falsch. Eine unwiderstehliche Chance für den, der Einspruch erhebt.

Von diesen Themen also handeln meine Essays. Ich möchte noch kurz erläutern, wie die einzelnen Aufsätze miteinander verbunden sind.

Bevor ich die Essays für sich selbst sprechen lasse, ist noch auf drei Dinge hinzuweisen. Erstens, einige von ihnen wurden für einen mündlichen Vortrag konzipiert, aber ich habe sie in ihrer ursprünglichen Form belassen. Nach mehreren Versuchen, sie mit den herkömmlichen Standards schriftlicher Darlegung in Einklang zu bringen, mußte ich einsehen, daß die Aufgabe, die eigenen Überlegungen einem ganz bestimmten

Zuhörerkreis zu vermitteln, mich zu einer Sparsamkeit des Ausdrucks genötigt hatte, die durch nachträgliche Retouches leicht verlorengegangen wäre.

Zweitens habe ich jedem Essay (in einigen Fällen auch einer Gruppe von Essays) eine kurze Notiz vorangestellt, in der die Umstände oder die Fragen erläutert werden, die den Anlaß für diesen Text bildeten. Mit anderen Worten, ich habe versucht, den Kontext anzudeuten, der meinen Einspruch ausgelöst hat. Ich möchte nicht, daß sich der Leser durch diese kurzen Erläuterungen bevormundet fühlt.

Ich weiß, daß die Aufsätze für sich selbst stehen müssen, aber **die jüdische Mutter in mir** bestärkte mich in dem Glauben, daß ein paar Worte über ihre Abkunft ihnen auf ihrem Weg in die Öffentlichkeit vielleicht behilflich sein könnten.

Schließlich noch ein Wort über die Pflicht zum Einspruch.

Manchmal macht es großen Spaß, **Klage** zu führen, und in Amerika kann es sogar lukrativ sein. Aber solange die Klagen, die man vorbringt, nicht auf einem Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem eigenen Land oder gegenüber einer wertvollen humanen Tradition gründen, haben sie ernsthafte Aufmerksamkeit nicht verdient. Wenn nichts sonst, dann habe ich immerhin dies bei Orwell, Mencken und Russell Baker gelernt.

Ich schreibe also als engagierter **Patriot**, der das Beste fördern will, indem er das Schlimmste zur Sprache bringt. Wie gesagt, die Leser werden entscheiden, ob ich eine unverwechselbare und besonnene Form gefunden habe, dies zu tun.

14

Neil Postman
Vorwort 1988

Neil Postman # Sachbuch 1988 # Die Verweigerung der Hörigkeit # Vorträge und Essays # Conscientious Objections # 1988 by Alfred A. Knopf, New York # 1988 by S. Fischer Verlag # ISBN 3-10-062408-4 # 2. Auflage 1988 # 26.-35. Tausend # 200 Seiten.

Siehe auch:

[wikipedia Neil Postman](#)

[Postmanbuch 1991 Technopol](#)

[Professor Bernd Hamm](#) [Audio Trivialisierung 2012 dradio Schüle](#)

Neil Postman
**Die Verweigerung
der Hörigkeit**
S. Fischer



Mancher von Ihnen wird vielleicht erkannt haben, daß der Titel meines Vortrags auf eine Formulierung aus George Orwells berühmtem Aufsatz <Politics and English Language> anspielt. In diesem Aufsatz spricht Orwell über den gefährlichen Verfall des politischen Denkens in der heutigen Zeit und erklärt, der politischen Sprache gehe es heute im wesentlichen darum, »das Unhaltbare aufrechtzuerhalten«.

Ich nehme an, es ist nicht nötig, vor diesem Kreis zu erläutern, was er damit meinte. In den 35 Jahren, seit Orwell seinen Aufsatz schrieb, hat sich herausgestellt, daß der oberste Zweck der meisten politischen Verlautbarungen darin besteht, die böswilligen Bestrebungen von Staaten zu rechtfertigen und, wenn möglich, zu verherrlichen.

Vielleicht ist das immer so gewesen — zumindest seit dem 17. Jahrhundert —, jedenfalls werden wohl nicht allzu viele von uns erwarten, daß sich in Zukunft daran etwas ändern wird. Mit Ausnahme des vielfach mißverstandenen Machiavelli hat nie jemand behauptet, Politik sei ein schmutziges Geschäft, und wenn Orwell glaubte, daran könne sich etwas ändern, dann war er ein Optimist.

Auch ich bin ein Optimist. Aber nicht deshalb, weil ich auf eine Läuterung der Ziele des politischen Diskurses hoffe. Ich bin Optimist, weil ich es für durchaus möglich halte, daß die Menschen eine leere, verlogene, selbstgerechte oder inhumane Sprache zu durchschauen lernen und sich so zumindest vor einigen ihrer intellektuell verderblichen Folgewirkungen zu schützen vermögen.

Mit meinem Optimismus befinde ich mich auf der Seite von H.G. Wells, der gesagt hat, die Zivilisation stehe in einem Wettlauf zwischen Bildung und Katastrophe, und obwohl die Bildung in diesem Wettlauf weit zurückliege, sei sie noch nicht abgeschlagen.

Mit anderen Worten, ich glaube zwar nicht, daß wir beim krampfhaften Festhalten am Unhaltbaren mit einer Entkrampfung rechnen können, aber ich glaube, daß wir einen nützlichen Gegenangriff starten können, indem wir die Köpfe derer, die mit dieser Sprache erreicht werden sollen, besser wappnen.

Dabei müssen wir unsere Aufmerksamkeit unbedingt auf die Schulen und die Möglichkeit richten, daß sie wirklich einmal etwas tun, das unserer Jugend zu jener Differenziertheit im Umgang mit der Sprache verhilft, die wir mit einer vorurteilsfreien, von Provinzialismus ungetrübten Geisteshaltung verbinden. Natürlich bin ich mir darüber im klaren, daß in den meisten Weltgegenden die Schule der Ort ist, von dem man am allerletzten erwarten würde, daß dort eine solche Erziehung ernsthaft betrieben wird. Das heißt, in den meisten Gegenden erblickt man in der Schule ein Institut zur Indoktrination. Den berühmten Satz von Clausewitz abwandelnd, möchte ich sagen: Erziehung ist — meistens — nichts anderes als die Fortsetzung der Politik mit sanfteren Mitteln.

Die Vorstellung, die Schule habe die Jugend aufnahmebereit und zugänglich zu machen für die Vorurteile ihrer Gesellschaft, hat eine lange, ehrwürdige Tradition. Sehr deutlich haben sich unsere beiden ältesten und bedeutendsten Fachleute für Lehrplangestaltung, Konfuzius und Platon, in diesem Sinne ausgesprochen. Ihre Schriften begründeten jene Tradition, die von den Erziehern verlangt, die jungen Menschen so zu bearbeiten, daß sie glauben, was man ihnen sagt, und daß sie obendrein auch an die Art glauben, wie man es ihnen sagt.

33

Aber erfreulicherweise ist das noch nicht alles. Zum Glück steht uns noch eine andere Tradition zur Verfügung, die unser Recht begründet, die Schüler zum Zweifel oder zumindest zur Skepsis gegenüber den Vorurteilen ihrer Altvorderen zu erziehen. Wir können die Ursprünge dieser Tradition in einigen Fragmenten Ciceros lokalisieren, der gesagt hat, der Zweck der Bildung sei es, den Schüler aus der Tyrannei der Gegenwart zu befreien. Weiterentwicklungen dieser Auffassung finden wir bei Descartes, Bacon, Vico, Goethe und Jefferson. Und heute begegnet sie uns bei John Dewey, Freud und Bertrand Russell.

Im Geiste dieser Tradition — also Bildung als Bollwerk gegen die Kultur — möchte ich hier sprechen. Ich werde mich nicht mit der wichtigen Frage befassen, wie man eine solche Erziehung zum Zweifel denen schmackhaft machen kann, die für unsere Schulen bezahlen. Darüber weiß ich fast nichts, und was ich weiß, scheint falsch zu sein. Meine Bemerkungen richten sich deshalb an diejenigen, die sich dafür interessieren, wie man vorgehen könnte, wenn man die Berechtigung und den Wunsch dazu hätte.

...

bis Seite 46

Zukunftsschrott

Eine Zusammenfassung 1988 von <Wir amüsieren uns zu Tode> (1985)

186

Um die Mitte des Jahres 1963 hielten mein Kollege Charles Weingartner und ich einen Vortrag mit verteilten Rollen vor dem <National Council of Teachers of English>. In diesem Vortrag bedienten wir uns des Ausdrucks Zukunftsschock, um die durch einen raschen technologischen Wandel ausgelösten gesellschaftlichen Lähmungserscheinungen zu bezeichnen.

Meines Wissens waren wir die ersten, die diesen Ausdruck auf einem öffentlichen Forum benutzten. Natürlich war weder Weingartner noch ich so schlau, ein Buch mit dem Titel <Zukunftsschock> zu schreiben, und alles Verdienst dafür, einen guten Titel zu erkennen, wenn man ihm begegnet, gebührt Alvin Toffler.

Ich erwähne das hier nicht, um über verlorene Tantiemen zu klagen, sondern weil ich erklären möchte, warum ich mich für berechtigt halte, diesen Titel in der Überschrift dieses Essays zu parodieren.

Da ich einer der ersten war, die die Öffentlichkeit wegen des Zukunftsschocks in Unruhe versetzt haben, ist es mir vielleicht auch gestattet, als einer der ersten die Öffentlichkeit über die Verschrottung der Zukunft in Unruhe zu versetzen.

- Zukunftsschrott ist meine Bezeichnung für eine kulturelle Situation, die durch eine schnell fortschreitende Erosion der kollektiven Intelligenz gekennzeichnet wird.
- Zukunftsschrott ist genau das, was nach dem Zukunftsschock kommt.
- Während der Zukunftsschock verwirrte, entschlußlose, psychisch entwurzelte Menschen hervorbringt, produziert der Zukunftsschrott eine gewaltige Masse mittelmäßiger, halbgebildeter Menschen.

Ich möchte hier genau beschreiben, was ich unter Zukunftsschrott verstehe, und, so gut ich kann, erklären, warum er sich unter uns so breit gemacht hat.

Ich fürchte, daß ich auch in diesem Fall nicht zu sagen vermag, was wir gegen ihn ausrichten können. Ich jedenfalls kann nichts weiter tun, als auf ein Problem unserer Kultur aufmerksam zu machen, und wenn ich hoffe, daß der Leser dies alles über sich ergehen lassen wird, dann baue ich auf seinen guten Willen, seine Geduld und sein staatsbürgerliches Verantwortungsbewußtsein.

#

So möchte ich denn mit der Feststellung beginnen, daß die menschliche Vernunft eines der zerbrechlichsten Dinge in der Natur ist. Viel braucht es nicht, um sie abzulenken, zu unterdrücken oder gar zu vernichten. In diesem Jahrhundert haben wir einige niederschmetternde Beispiele dafür erlebt, wie leicht und rasch die Vernunft von einem ihrer Todfeinde — Unwissen, Aberglauben, moralischer Übereifer, Brutalität, Feigheit, Unachtsamkeit besiegt werden kann.

Deutschland zum Beispiel war in den späten zwanziger Jahren in jeder Hinsicht das am meisten gebildete und kultivierte Land der Erde. Seine legendären Horte der Bildung zogen Gelehrte aus allen Weltgegenden an. Deutsche Philosophen, Gesellschaftskritiker und Naturwissenschaftler standen an der Spitze ihrer Fächer; für weniger begünstigte Nationen waren die humanen Traditionen Deutschlands eine Quelle der Inspiration.

Aber um die Mitte der dreißiger Jahre — also in weniger als zehn Jahren — hatte sich diese Kathedrale menschlicher Vernunft in eine Jauchegrube barbarischer Irrationalität verwandelt. Viele der bedeutendsten Repräsentanten der deutschen Kultur wurden zur Flucht gezwungen — zum Beispiel Einstein, Freud, Karl Jaspers, Thomas Mann und Stefan Zweig. Diejenigen, die blieben, mußten ihre Vernunft unter das Joch eines primitiven Aberglaubens beugen: Konrad Lorenz, Werner Heisenberg, Martin Heidegger, Gerhart Hauptmann — und manche taten es sogar freiwillig.

Am 10. Mai 1933 wurde in Berlin ein gewaltiger Scheiterhaufen entzündet, und unter Ausrufen idiotischer Verzückung wurden die Bücher von Marcel Proust, Andre Gide, Emile Zola, Jack London, Upton Sinclair und hundert anderen den Flammen übergeben.

187 / 188

1936 gab Joseph Goebbels, der deutsche Propagandaminister, einen Erlaß heraus, der mit folgenden Worten begann: »Weil dieses Jahr keine Verbesserung der Kunstkritik gebracht hat, verbiete ich mit Wirkung vom heutigen Tage ein für allemal die Fortführung der Kunstkritik in ihrer bisherigen Form.« Niemand in

Deutschland hatte 1936 noch den Verstand oder den Mut, dagegen etwas zu sagen.

Aus welchen genauen Gründen die Deutschen die Vernunft mit einem Bann belegten, ist eine schwierige, weitgehend unbeantwortete Frage. Der Hinweis auf die ökonomische Depression, die Deutschland in den zwanziger Jahren heimsuchte, hat mich als Erklärung für das Geschehene nie überzeugt. Um Aristoteles zu zitieren: Menschen werden nicht zu Tyrannen, um es warm zu haben. Und sie werden deshalb auch nicht dumm — jedenfalls nicht so dumm. Aber dieses Problem soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

Ich erwähne den Fall Deutschland nur als das herausragende Beispiel für die Zerbrechlichkeit der menschlichen Vernunft. Ich schreibe über das Amerika von heute **und möchte Sie wegen der raschen Erosion unserer eigenen Vernunft in Unruhe versetzen**. Wenn Sie voller Zuversicht darauf vertrauen, daß etwas Derartiges bei uns nicht geschehen kann, dann ist Ihre Zuversicht, wie ich meine, fehl am Platze, aber sie ist verständlich.

Schließlich ist Amerika eines der wenigen Länder auf dieser Welt, das von Intellektuellen gegründet wurde — Männern mit einer umfassenden Bildung, mit außerordentlichen rhetorischen Fähigkeiten und einem tiefen Glauben an die Vernunft. Und obwohl auch wir unsere Anfälle von Anti-Intellektualismus hatten, hat sich doch bei der Förderung von Vernunft und Bildung kaum ein Volk großzügiger gezeigt als die Amerikaner. Amerika hat jenes große Experiment einer Bildung für die Massen begonnen, um das uns die Welt bis auf den heutigen Tag beneidet. Amerikas Kirchen haben den Grundstein zu unserem bewundernswerten System der höheren Bildung gelegt.

Der Land-Grant-Act, das Landzuteilungsgesetz von 1862, hat die Errichtung unserer großen State Universities ermöglicht, und nach Amerika sind die Gelehrten und Schriftsteller geflohen, als die Gedankenfreiheit in ihren eigenen Ländern abgeschafft wurde. Deshalb hat Henry Commager, der große Geschichtsschreiber der amerikanischen Zivilisation, Amerika das »Reich der Vernunft« genannt, er meinte allerdings das Amerika des 18. und 19. Jahrhunderts. Welchen Namen er dem Amerika von heute geben würde, kann ich nicht sagen.

188

Aber er hat, wie andere auch, eine Veränderung festgestellt, einen rasenden Verfall in unserer Wertschätzung der Vernunft, in unserem Umgang mit der Sprache, in den Disziplinen von Logik und Argument, in unserer Fähigkeit, mit Komplexität zurechtzukommen. Vielleicht würde er mir darin zustimmen, daß das Reich der Vernunft tatsächlich verschwunden ist, daß die Vernunft im heutigen Amerika

verschrottet wird.

Ich jedenfalls möchte Sie hierauf aufmerksam machen: auf die beängstigende Verdrängung eines vernunftgeprägten öffentlichen Diskurses in der amerikanischen Kultur durch etwas, das man in seiner Fixiertheit aufs Bild und in seiner Trivialität als Showbusiness bezeichnen kann. Wenn ich fertig bin, werden Sie hierüber hoffentlich genauso beunruhigt sein, wie ich es bin.

Natürlich, dies möchte ich hier sofort betonen, glaube ich nicht, daß der Niedergang des vernunftgeprägten Diskurses in Amerika in eine Barbarei mündet, wie sie in Deutschland ihre Blüten trieb. Gelehrte, so glaube ich, werden aus Amerika niemals flüchten müssen. Es wird auch keine Scheiterhaufen für Bücher geben. Und einen Erlaß, der ein für allemal die Kunstkritik oder irgendeine andere Art von Kritik verbietet, kann ich mir nicht vorstellen. Aber dies ist kein Anlaß zur Selbstzufriedenheit und erst recht kein Anlaß zum Feiern. Eine Kultur braucht die Gelehrten nicht zur Flucht zu zwingen, um sie ohnmächtig zu machen. Eine Kultur braucht Bücher nicht zu verbrennen, um dafür zu sorgen, daß sie nicht gelesen werden. Und eine Kultur braucht auch nicht die Erlasse eines Propagandaministers, um die Kritik zum Schweigen zu bringen. Es gibt ganz andere Bahnen in den Stumpsinn, und es scheint, daß Amerika hier, wie in so vielen anderen Dingen, seinen eigenen Weg geht.

Um zu erläutern, worauf ich hinauswill, möchte ich kurz auf zwei Filme eingehen, die, wenn man sie zusammennimmt, die Grundlinien meiner These veranschaulichen. Der erste Film ist neueren Datums; sein Titel lautet *The Gods Must be Crazy* (Die Götter müssen verrückt sein). Er handelt von einem Eingeborenenstamm in der Kalahari-Wüste im südlichen Afrika und davon, was mit der Kultur dieses Stammes geschieht, als eine leere Coca-Cola-Flasche in sie eindringt. Die Cola-Flasche taucht eines Tages auf, als ein Pilot mit seinem kleinen Flugzeug das Dorf überfliegt und die Flasche gerade in diesem Augenblick aus dem Fenster wirft.

189

Sie landet mitten im Dorf, und die freundlichen Leute dort sehen in ihr ein Geschenk der Götter, denn sie haben zuvor nie eine Flasche und auch noch nie Glas zu Gesicht bekommen. Sofort sind sie von diesem Geschenk völlig verzaubert — nicht nur, weil es etwas Neues ist. Wie sich herausstellt, kann man mit der Flasche mancherlei anfangen, am wichtigsten aber ist die Musik, die sie von sich gibt, wenn man in sie hineinbläst.

Doch allmählich kommt es innerhalb des Stammes zu einer Veränderung. Alles Denken und Tun dreht sich nur noch um die Flasche. Sie betrachten, sie in Händen

halten, sich ausdenken, was man mit ihr anfangen kann — dergleichen verdrängt alle anderen Betätigungen, die man früher für wichtig hielt. Es kommt noch etwas hinzu: Die Cola-Flasche ist in der Welt dieser Leute das einzige Ding, von dem es nur ein Exemplar gibt. Und deshalb wollen es die, die es nicht haben, dem wegnehmen, der es hat. Der aber will es nicht hergeben. Eifersucht, Habgier und sogar Gewalt betreten den Schauplatz, und fast kommt es so weit, daß sie die Harmonie zerstören, die diese Kultur seit tausend Jahren kennzeichnete. Die Menschen beginnen, ihre Flasche mehr zu lieben als sich selbst, und sie werden nur gerettet, weil der Stammeshäuptling, überzeugt davon, daß die Götter verrückt sein müssen, den Göttern ihre Flasche zurückgibt, indem er sie von einer Bergspitze in die Tiefe schleudert.

Der Film ist sehr witzig, aber auch sehr weise, vor allem weil er ein Thema behandelt, das die Menschen in Chicago oder Los Angeles oder New York ebenso angeht wie die in der Kalahari-Wüste. Der Film stellt zwei für unsere gegenwärtige Situation äußerst wichtige Fragen. Erstens: Wie verändert sich eine Kultur, wenn neue Technologien Eingang in sie finden? Zweitens: Ist es immer wünschenswert, daß sich eine Kultur den Anforderungen neuer Technologien anpaßt?

Der Häuptling des Kalahari-Stammes war gezwungen, sich diese Fragen in einer Weise zu stellen, wie die Amerikaner es niemals getan haben und nie tun wollten. Und weil sein Blick nicht durch den Glauben an das, was die Amerikaner »technischen Fortschritt« nennen, verstellt wird, kann er, auch wenn er sich ein wenig unbehaglich in seiner Haut fühlt, zu dem Schluß gelangen, daß die Melodien der Cola-Flasche nicht so verlockend sind, daß man ihretwegen dem Neid, dem Egoismus und der Habgier Einlaß in eine friedliche Kultur gewähren sollte.

190

Der zweite für meine These relevante Film ist erheblich älter, er stammt aus dem Jahre 1967. Es ist der erste Film von Mel Brooks, *The Producers* (Frühling für Hitler), eine ziemlich grobgestrickte Komödie um ein bitteres Schelmenstück:

Ein skrupelloser Theaterproduzent hat herausgefunden, daß man relativ leicht einen Haufen Geld verdienen kann, wenn man ein Stück produziert, das durchfällt. Man muß nur ein paar Dutzend Geldgeber dazu bringen, in das Stück zu investieren, indem man ihnen exorbitante Prozentanteile an den Gewinnen in Aussicht stellt. Wenn das Stück durchfällt, gibt es keine Gewinne zu verteilen, und der Produzent macht sich mit Tausenden von Dollars davon, die niemals zurückgefordert werden können. Das eigentliche Problem, das er lösen muß, besteht nun darin, sicherzustellen, daß sein Stück wirklich ein katastrophaler Reinfall wird. Da kommt ihm ein glänzender Gedanke. Er wird sich die tragischste und bizarrste Geschichte unseres Jahrhunderts vornehmen — den Aufstieg Adolf

Hitlers — und daraus ein Musical machen.

Um zu ermessen, wie glänzend dieser Gedanke ist, muß man sich in Erinnerung rufen, daß Hitlers Karriere nicht nur unmittelbar zur Ermordung von sechs Millionen Juden, darunter eineinhalb Millionen Kindern, führte, sondern auch zum Tod von vielleicht 50 Millionen Menschen in Rußland, Polen, Dänemark, Holland, Frankreich, Norwegen, Griechenland, der Tschechoslowakei, Belgien, Jugoslawien, England und Amerika.

Mit anderen Worten, Hitler löste einen weltweiten Holocaust aus.

Weil der Produzent nur ein Betrüger, aber kein Flachkopf ist, nimmt er an, daß die Zuschauer sofort erkennen werden, was für ein Irrsinn es ist, aus diesem Stoff ein Musical zu machen, und daß sie sogleich in sprachloser Wut den Saal verlassen werden. So nennt er denn sein Stück <Frühling für Hitler>, und dies ist auch der Titel des wichtigsten Songs. Dieser Song beginnt so:

»Frühling für Hitler und Deutschland
Winter für Polen und Frankreich.«

Die Melodie ist eingängig, und während der Song erklingt, tanzt eine Truppe fröhlicher Chorus-Girls dazu. Wohl gemerkt, Frühling für Hitler ist keine Parodie auf Hitler, wie Charlie Chaplins Film Der große Diktator. Das Stück ist vielmehr eine Art Verleugnung Hitlers durch Schlager und Tanz, so als wollte man sagen: Es war doch alles bloß Spaß.

191

Das Ende ist unschwer zu erraten. Den Zuschauern gefällt das Stück, und beim Verlassen des Theaters summen sie <Frühling für Hitler>. Das Stück wird ein Riesenerfolg. **Der Produzent wandert ins Gefängnis.** Er wollte die anderen für dumm verkaufen, aber am Ende ist er selbst der Dumme. In Wirklichkeit allerdings, so will uns Brooks zeigen, sind wir die Dummen.

Obwohl der Film gedreht worden ist, bevor ein Filmschauspieler Präsident der Vereinigten Staaten wurde, hat Brooks in diesem Zusammenhang eine Prophezeiung gemacht — **daß nämlich die Produzenten der amerikanischen Kultur unsere Geschichte, unsere Politik, unsere Religion, unsere Wirtschaft, unser Bildungswesen zusehends in ebenso viele Sparten von Entertainment verwandeln werden** und daß wir dabei zu einem oberflächlichen Volk werden, unfähig, mit Komplexität, Mehrdeutigkeit, Ungewißheit und vielleicht gar mit der Realität selbst zurechtzukommen.

Kurz, wir werden zu einem Volk, das sich in die Dummheit hineinamüsiert.

Diejenigen Leser, die nicht bereit sind, Mel Brooks so ernst zu nehmen, wie ich es tue, möchte ich daran erinnern, daß dieselbe Prophezeiung, die ich ihm hier zuschreibe, schon vor vielen Jahren von einem Beobachter der Gesellschaft gemacht wurde, dessen Wort vielleicht mehr Gewicht hat als das von Mel Brooks. Ich meine Aldous Huxley, dessen Roman <Schöne neue Welt> im Jahre 1932 veröffentlicht wurde. Dieses Datum ist wichtig, weil Huxley sein Buch in der gleichen Zeit schrieb, in der auch die Monumente der modernen Dummheit und des modernen Anti-Intellektualismus errichtet wurden: der Nazismus in Deutschland, der Faschismus in Italien, der Kommunismus in der Sowjetunion.

Aber Huxley beschäftigte sich in seinem Buch nicht mit solchen kruden, grobschlächtigen Formen von intellektuellem Selbstmord. Er blickte weit über sie hinaus, und zwar, wie ich hinzufügen möchte, vor allem nach Amerika. Genauer gesagt, für ihn ging die schwerste Bedrohung für die Vernunft und die menschliche Kreativität unserer Kultur nicht von einem Großen Bruder und einem Propagandaminister, nicht von einem Gulag und nicht von den Konzentrationslagern aus.

Er prophezeite, wenn man so will, daß auch in der Coca-Cola-Flasche eine Tyrannei lauert; er glaubte, nicht nur das, wovon wir Angst haben und was wir hassen, könne uns zugrunde richten, sondern auch das, was wir begrüßen und lieben — das, was wir als ein Geschenk der Götter ansehen.

192

Und für den Fall, daß jemand ihn im Jahre 1932 nicht verstanden haben sollte, schrieb Huxley 1960 sein Buch <Dreißig Jahre später oder Wiedersehen mit der Schönen Neuen Welt>. Zu dieser Zeit war auch Orwells Roman <1984> längst erschienen, und Huxley kam gar nicht umhin, sein Buch mit dem von Orwell zu vergleichen. Der Unterschied, so sagte er, besteht darin, daß die Menschen in Orwells Buch kontrolliert werden, indem man ihnen Schmerz zufügt. In <Schöne neue Welt> werden sie dadurch kontrolliert, daß man ihnen Vergnügen zufügt.

Und nun möchte ich meine These formulieren.

Die Cola-Flasche, die mitten zwischen uns zu Boden ging, ist ein Komplex schwindelerregender Technologien, deren Formen alle ernsthaften öffentlichen Angelegenheiten in eine Art Musical vom Typ Frühling für Hitler verwandeln.

Das Fernsehen ist natürlich das wichtigste Instrument dieser Katastrophe, teils, weil es das Medium ist, welches die Amerikaner am innigsten lieben; teils, weil es zur Kommandozentrale unserer Kultur geworden ist.

Nicht nur ihre leichte Unterhaltung beziehen die Amerikaner aus dem Fernsehen, sondern auch ihre Nachrichten, ihr Wetter, ihre Politik, ihre Religion, ihre Geschichte — also auch alles das, was man ihre ernste Unterhaltung nennen könnte. Die leichte Unterhaltung ist nicht das Problem. Das Ungefährlichste am Fernsehen ist der Quatsch, den es produziert.

Ich spreche hier darüber, wie das Fernsehen die ernsthaftesten Angelegenheiten unserer Kultur vereinnahmt. Zu sagen, das Fernsehen präsentiere unterhaltsame Themen, ist bloß banal. Etwas ganz anderes ist es hingegen, wenn man sagt, daß im Fernsehen jedes Thema als unterhaltsam präsentiert wird. Und in eben diesem Sinne richtet das Fernsehen jedes vernünftige Verständnis für öffentliche Angelegenheiten zugrunde.

Wahlkämpfe beispielsweise werden heute weitgehend in Form von Werbespots im Fernsehen ausgetragen. Die Kandidaten verzichten auf Präzision, Komplexität, Inhalt — in manchen Fällen auf Sprache überhaupt — und halten sich statt dessen an die Künste des Showbusiness: Musik, Bild, Prominenz, Theater. Manche Politiker haben es hierin so weit gebracht, und sie haben sich so sehr daran gewöhnt, daß sie auch dann in Werbespots auftreten, wenn sie gar nicht im Wahlkampf stehen — Geraldine Ferraro zum Beispiel für »Diät-Pepsi« oder der frühere Bewerber für das Amt des Vizepräsidenten William Miller und der verstorbene Senator Sam Ervin für American Express.

193

Noch schlimmer, Politiker treten auch in Variete-Sendungen, Seifenopern und Unterhaltungsserien auf. George McGovern, Ralph Nader, Ed Koch und Jesse Jackson haben sich als Moderatoren in Saturday Night Live betätigt. Henry Kissinger und der frühere Präsident Gerald Ford hatten Nebenrollen in Denver. Tip O'Neill and Gouverneur Michael Dukakis haben in Cheers agiert. Richard Nixon hatte einen kurzen Auftritt in Laugh-In. Der inzwischen verstorbene Senator von Illinois, Everett Dirksen, war in What's My Line? zu sehen — eine tiefsinnige Frage übrigens, denn was für eine Linie verfolgen diese Leute eigentlich?

Oder anders gefragt: Was ist aus der Trennungslinie geworden, die man zwischen Politik und Entertainment doch wohl ziehen können sollte? Ich glaube, das Fernsehen hat sie abgeschafft.

Ich habe schon erwähnt, daß unser jetziger Präsident ein ehemaliger Hollywood-Schauspieler ist. Es ist bezeichnend, daß man ihn, obwohl er selten korrekt und nie

präzise spricht, den Großen Kommunikator nennt; das heißt, sein telegener Charme ist offenbar sein wichtigster Aktivposten, und anscheinend reicht das für eine auf Entertainment zugeschnittene Politik aus.

Aber damit niemand glaubt, seine Wahl für zwei Amtsperioden sei bloß eine zeitweilige Verirrung gewesen, muß ich darauf aufmerksam machen, daß, während ich dies schreibe, Charlton Heston bereits als möglicher Kandidat der Republikaner für 1988 im Gespräch ist. Was bliebe, falls es dazu käme, den Demokraten anderes übrig, als Gregory Peck zu nominieren? Zwei Leinwandidole treten gegeneinander an.

Selbst die Phantasie von Mel Brooks hätte sich das wohl nicht ausmalen können. Mit dem Gehabe eines Moses nimmt Heston seine Nominierung an. Peck sammelt noch einmal allen Mut seines biblischen David, nimmt die Herausforderung auf sich und tritt dem modernen Goliath entgegen. Seine Wahlreden hält Heston als Michelangelo. Peck kontert mit Douglas MacArthur. Heston beschuldigt Peck wegen <The Boys from Brazil>, er sei verrückt. Peck antwortet mit dem Vorwurf, in <Planet der Affen> habe Heston die Erde in die Luft gesprengt.

<Frühling für Hitler> ist uns vielleicht näher, als manche glauben.

194

Aber die Politik ist nicht die einzige Arena, in der eine ernsthafte Sprache durch die Künste des Showbusiness verdrängt wurde. Wir alle haben gesehen, wie die Religion für das Fernsehen zurechtgestutzt wird, als eine Art von Las-Vegas-Show, ohne Ritual, ohne Würde, ohne Tradition. Unsere elektronischen Prediger haben mit den großen Predigern der amerikanischen Vergangenheit nichts gemein. Männer wie Jonathan Edwards, Charles Finney und George Whitefield besaßen theologische Tiefe, echte Bildung und die Kraft zum Argument. Die elektronischen Prediger, Jimmy Swaggart, Billy Graham, Jerry Falwell und ihresgleichen, sind lediglich Schausteller, die die optische Eindringlichkeit des Fernsehens und ihr eigenes Charisma ausbeuten — zum höheren Ruhme ihrer selbst.

Wir haben auch gesehen, wie in Sesamstraße und anderen pädagogisch inspirierten Sendungen die Ansprüche der Unterhaltung die Oberhand gewinnen über die Strenge, die Bildungsprozessen nun einmal eigen ist. Und wir wissen genau, wie amerikanische Geschäftsleute in der Annahme, potentielle Käufer verlangten nach Amusement und nicht nach Fakten, Musik, Tanz, Komik, Cartoons und Prominenz aufbieten, um ihre Produkte zu verkaufen.

Sogar unsere täglichen Nachrichten — und das sind für die meisten Amerikaner die Fernsehnachrichten — werden uns in einer Art von Show verabreicht, wo

hinreißend aussehende Nachrichtensprecherinnen, aufregende Musik und dynamische Filmbilder die Szene beherrschen, vor allem die Filmbilder. Wo es keine Bilder gibt, da gibt es auch keine Meldung. Denn was sich nicht in Fernsehbildern sichtbar machen läßt, das existiert für die Amerikaner anscheinend nicht.

Noch seltsamer ist, daß an jeder Stelle einer Fernsehmeldung — davor, dahinter oder in der Mitte — ein Werbespot eingeblendet werden kann, wodurch alle Ereignisse trivialisiert und so zugerichtet werden, als dienten sie hauptsächlich dem Entertainment der Zuschauer. Wie ernst kann ein Bombenangriff im Libanon denn sein, wenn ein fröhlicher Werbespot von United Airlines die Einleitung besorgt und eine Reklame für Calvin-Klein-Jeans die Zusammenfassung liefert?

Die Fernschnachrichtensprecher haben unsere Grammatik sogar um eine neue Wortklasse erweitert — um die »Und jetzt ...«-Konjunktion. Es handelt sich dabei um ein Bindewort, das nichts verbindet, sondern das genaue Gegenteil bewirkt. Es löst Zusammenhänge auf.

195

Wenn die Nachrichtensprecher »Und jetzt...« sagen, dann wollen sie damit anzeigen, daß das, was man soeben gehört oder gesehen hat, keinerlei Bedeutung für das besitzt, was man als nächstes hören oder sehen wird. Kein Mord ist so brutal, kein politischer Fehler so kostspielig, kein Bombenangriff so verheerend, daß er vom Nachrichtensprecher mit seinem »Und jetzt...« nicht aus unserem Bewußtsein gelöscht werden könnte.

Der Nachrichtensprecher meint, daß wir jetzt lange genug über ein Thema nachgedacht haben (sagen wir, vierzig Sekunden) und daß wir unsere Aufmerksamkeit nun einem Werbespot zuwenden sollten. Von Nachrichten kann man hier eigentlich gar nicht sprechen. Es ist eine tägliche Version von <Frühling für Hitler>, **und dies erklärt meiner Meinung nach, warum die Amerikaner zu den am schlechtesten informierten Leuten auf der Welt zählen.** Gewiß, wir haben von vielen Dingen gehört, aber wir wissen sehr wenig über sie.

Um dies zu überprüfen, habe ich vor einigen Jahren eine Untersuchung durchgeführt, die sich an die Krise um die amerikanischen Geiseln im Iran anschloß. Ich wählte dieses Thema, weil es mehr als ein Jahr lang jeden Tag im Fernsehen vorgebracht worden war.

Ich wollte von den Befragten nicht ihre Meinung über die Lage der Geiseln hören. An Meinungsumfragen bin ich nicht interessiert. **Eine Meinung über alles und jedes hat in Amerika offenbar jeder. Mich hingegen interessieren Wissensumfragen.**

Die Fragen, die ich stellte, waren einfach und setzten kein gründliches Wissen voraus. Zum Beispiel: Wo liegt der Iran? Welche Sprache sprechen die Iraner? Woher kam der Schah? Welche Religion praktizieren die Iraner, und welches sind deren wichtigste Lehren? Was bedeutet »Ajatollah«?

Ich stellte fest, daß fast niemand irgend etwas über den Iran wußte. Und diejenigen, die etwas wußten, erklärten, sie hätten ihr Wissen aus Newsweek oder aus Time oder aus der New York Times. Mit anderen Worten, das Fernsehen ist nicht die große Informationsmaschine; es ist die große Desinformationsmaschine.

Eine höchst entnervende Bestätigung hierfür lieferte vor einiger Zeit ein Interview mit dem Produzenten und dem Drehbuchautor der TV-Serie <Peter the Great> (Peter der Große).

Angesprochen auf historische Ungenauigkeiten in der Handlung — darunter eine frei erfundene Begegnung zwischen Peter dem Großen und Sir Isaac Newton —, verteidigte sich der Produzent mit der Bemerkung, eine trockene, historisch getreue Lebensschilderung würde sich niemand anschauen.

196 / 197

Der Drehbuchautor fügte hinzu, es sei besser für die Zuschauer, wenn sie etwas Unrichtiges lernten, das unterhaltsam sei, als wenn sie überhaupt nichts lernten.

Und der Schauspieler Maximilian Schell, der den Peter spielte, setzte dem Ganzen die Zarenkrone auf mit dem Satz, er glaube nicht an historische Wahrheit und sehe deshalb keinen Grund, ihr nachzuspüren.

[wikipedia Maximilian Schell](#) 1930-2014

Aber ich behaupte nicht, daß sich die Trivialisierung des öffentlichen Diskurses in Amerika allein auf dem Bildschirm vollzieht. Das Fernsehen liefert vielmehr ein Paradigma für die Formen unserer öffentlichen Kommunikation. Es konditioniert unser Bewußtsein dazu, die Welt in Gestalt bruchstückhafter Bilder wahrzunehmen, und zwingt andere Medien, sich ebenfalls in dieser Richtung zu orientieren.

Der Leser erinnert sich hier vielleicht an die Frage, die wir üblicherweise Leuten stellen, denen es Schwierigkeiten bereitet, auch einfache Sätze zu begreifen. Ungeduldig fragen wir dann: »Soll ich Ihnen einen Bild malen?«

Nun, ob es uns gefällt oder nicht, es sieht so aus, als würde unsere Kultur auch uns demnächst Bilder malen, auch uns die Welt in Bildern erklären. Als Medium für den

Umgang mit öffentlichen Angelegenheiten hat die Sprache an Bedeutung eingebüßt; sie ist an die Peripherie der Kultur gedrängt worden, und den Platz im Zentrum hat das unterhaltsame, visuell stimulierende Bild eingenommen.

Eine Folge davon ist, daß es heute schätzungsweise 60 Millionen Analphabeten in Amerika gibt, etwa ein Viertel der gesamten Bevölkerung. So steht es in dem Buch <Illiterate America> von Jonathan Kozol.

Und einem Bericht von Daniel Boorstin zufolge, dem ehemaligen Leiter der Kongreßbibliothek, gibt es weitere 60 Millionen Amerikaner, die zwar lesen können, es aber nicht tun. Unser Göttergeschenk hat aus Amerika ein Bilderfestival gemacht.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich kritisiere nicht die »bildenden« Künste im allgemeinen. Diese Kritik übt Gott, nicht ich. Sie erinnern sich gewiß an sein Zweites Gebot, wo er ausdrücklich sagt: »Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist.«

Ich war immer der Meinung, daß Gott hier eine sehr extreme Position bezieht, wie es so seine Art ist. Was mich betrifft, so argumentiere ich vom Standpunkt eines symbolischen Relativisten. Die verschiedenen Kommunikationsformen sind aus sich heraus weder gut noch schlecht.

197

Gut oder schlecht werden sie, je nachdem, in welche Beziehung sie zu anderen Symbolen treten und welche Funktionen ihnen in einer Gesellschaftsordnung zugewiesen werden. Wenn eine Kultur von Bildern überschwemmt wird; wenn Logik und Rhetorik ihre verbindliche Autorität verlieren; wenn die historische Wahrheit irrelevant wird; wenn das geschriebene oder gesprochene Wort Mißtrauen erregt oder Anforderungen an unsere Aufmerksamkeit stellt, die wir nicht erfüllen können; wenn unsere Politik, unsere Geschichte, unser Erziehungswesen, unsere Religion, unser Nachrichtenwesen und unser Wirtschaftsleben vor allem in visuell stimulierenden Bildern statt in Worten zum Ausdruck kommen, dann ist eine solche Kultur allerdings ernstlich bedroht.

Ich führe hier nicht Klage gegen Unterhaltung oder Entertainment. In einem alten Lied heißt es, uns sei der Weg des Lebens nicht mit Blumen bestreut. Der Anblick einiger farbiger Blüten hier und da kann unsere Reise durchaus ein wenig erfreulicher machen. Aber die unerfreulichsten Leute in Amerika sind die professionellen Entertainer.

In unserer heutigen Situation haben unsere Prediger und Unternehmer, die Politiker, Lehrer und Journalisten nichts Wichtigeres zu tun, als uns mit Hilfe von Medien zu unterhalten, die für einen ernsthaften, komplexen Diskurs untauglich sind. Aber diesen Produzenten unserer Kultur kann man keinen Vorwurf machen. Sie glauben, wie wir anderen auch, an die Allmacht des technischen Fortschritts. Uns ist der Gedanke nie gekommen, daß die Götter verrückt sein könnten. Und selbst wenn — so fehlt uns doch die Bergspitze, von der wir zurückgeben könnten, was uns gefährlich wird.

Trotzdem, wir wären gut beraten, nicht zu vergessen, daß der Geist einer Kultur auf zweierlei Weise zugrunde gerichtet werden kann. Im ersten Fall — ihn hat Orwell beschrieben — wird die Kultur zum Gefängnis. So haben es die Nazis gemacht und die Russen anscheinend auch. Im zweiten Fall — ihn hat Huxley beschrieben — wird die Kultur zum Variete. So haben es offenbar die Amerikaner gemacht. Huxley lehrt uns, daß im Zeitalter der fortgeschrittenen Technologien geistige Verwüstungen mit höherer Wahrscheinlichkeit von einem Feind mit lächelndem Gesicht angerichtet werden, und nicht von einem, aus dessen Antlitz Argwohn und Haß sprechen.

In Huxleys Prophezeiung sieht nicht der Große Bruder uns zu, sondern wir sehen ihm zu, und zwar freiwillig. Wenn sich eine Kultur in Trivialitäten zerstreut; wenn das politische und gesellschaftliche Leben in eine permanente Unterhaltungssendung verwandelt wird; wenn öffentliche Rede zu einer Art von Baby-Gestammel verkommt; kurzum, wenn sich ein Volk in ein Publikum von Zuschauern verwandelt und seine öffentlichen Angelegenheiten in eine Variete-Nummer, dann, so behauptete Huxley, ist ein solches Land aufs höchste gefährdet **und das Absterben der Kultur zeichnet sich als Möglichkeit deutlich ab.**

Ich stimme ihm zu.

198-199

Ende des Buches